

(Nachdruck verboten.)

85)

Die Kaufare.

Roman von Friß Mauthner.

Vode ging trotz seiner Hast langsam über den knirschenden Schnee und über die klirrenden, dünnen Eisblätter, welche die Wagengeleise bedeckten; es war ihm gar zu traurig, daß er so ganz allein das Gefängnis verließ und nicht einmal wußte, welche Schreden ihn zu Hause erwarteten.

Unter solchen Gedanken schritt er stetig weiter. Ein altes Bauernweib, das ihn von ferne hatte aus dem verächtlichen Gebäude kommen sehen, wich ihm aus; er war gewiß ein Räuber, seine finstere Miene sah danach aus.

Endlich bei Moabit kam aus einer Seitenstraße eine leere Droschke herangebumpelt. Vode sprang hinein und gab dem Antscher seine Wohnung an; der gemächliche Trab des Gauls reizte nun auf einmal seine Ungeduld aufs äußerste. Immer wieder steckte er seinen Kopf zum Thürfenster hinaus und trieb den gleichmütigen Mann auf dem Vock zu größerer Eile an, doch unbekümmert um die Ungeduld des Fahrgastes und um das Zucken des Antschers behielt der Gaul seine gewohnte Gangart bei und trotzte seinen Weg durch die Vorstadt und durch den Tiergarten. Hier erblickte Vode plötzlich einen besseren Wagen mit einem jüngeren Pferde, rasch nahm er die Gelegenheit wahr, und eilig ging es jetzt in dem neuen Gefährt seiner Wohnung zu.

Vode riß die Augen auf, als er die Großgörschenstraße so verändert fand. War es denn möglich, daß binnen wenigen Wochen die Dorfsidylle der kleinen Häuschen verschwunden war und die Prosa der Großstadt sich schon so hoch und breit emporreckte? Doch, was ging ihn Berlin an und die Verwandlung seiner Straße? Wo war sein Heim? Hatte es die Erde verschlungen?

Jetzt hielt der Wagen dem Neubau gegenüber, und Vode fand sich zurecht; er atmete auf.

Also darum hatte Käthe das Telegramm an ihn gerichtet!

Nun, sie hatte recht, sie war bedrängt genug zwischen den drückenden Mauern. Frohen Mutes wollte er durch das geräuschvolle Treiben der Arbeiter in seine Wohnung dringen, als ihn etwas auf den Tod erschreckte; die Steinträger und Maurer, die ihn kommen sahen, ließen ihre Arbeit ruhen, traten höflich zur Seite, und ein Alter mit granem Schnurrbart hob die Steinlast auf seine Schulter, um seine mit Ziegelstaub bedeckte Miße zu lüften. Vode blieb einen Augenblick stehen. „Das ist ja wie ein Begräbnis!“ rief es in ihm, dann hatte er mit zwei Schritten die Thür erreicht.

Hastig trat er in sein Arbeitszimmer. Gottlob, es stand kein Sarg da; hinten lagen seine Bücher zu einem großen Haufen aufgeschichtet, die Bretter an den Wänden standen leer. Am Tisch rechts und links vor einer großen Kaffeekanne waren zwei Frauen mit Schreckensrufen in die Höhe gefahren, es war Fräulein Betty, und die andre wohl ihrer Kleidung nach eine Arbeiterfrau. Fräulein Betty brach in Thränen aus; ihr graues Zöpfchen hatte den ersten Schreden bemerkt, um sich vollständig aufzurollen.

Vode war stehen geblieben, den Hut auf dem Kopf, die Linke in der Hand.

„Was ist hier geschehen,“ fragte er mit unsicherer Stimme.

„Sie dürfen jetzt nicht zu ihr hinein,“ flüsterte Fräulein Betty und stellte sich kampfbereit vor die verschlossene Thür des Schlafzimmers; „die erste Gefahr ist vorüber, der Doktor heißt das beste, sie hat Morphium bekommen und liegt im Schlaf; es wäre ihr Tod, wenn Sie plötzlich hineinkämen und sie davon aufwachte!“

„Was ist geschehen?“

„Das arme Wurm,“ nahm die Arbeiterfrau das Wort, „eine geschlagene Stunde hat es jeatmet, dann war es tot. Es war man klein, aber es ist Ihnen ähnlich gewesen, Herr Doktor. Es ist doch der Herr Doktor Vode?“ wandte sie sich an Fräulein Betty.

Vode verspürte keinen besonderen Eindruck von der zweiten Nachricht; ein unbekanntes Wesen, dessen Vater er war, hatte die Augen geöffnet und geschlossen, das verstand er nicht recht. Aber seine Käthe war in Lebensgefahr; leise

ging er bis an seinen Schreibtisch und setzte sich davor in seinen schweren Arbeitsstuhl. Die beiden Frauen brauchten ihm nicht ins Gesicht zu sehen.

Fräulein Betty hatte sich und ihr Zöpfchen wieder beruhigt und stellte sich hinter ihn.

„Seien Sie ein Mann, Vode!“ rief sie mit ihrer tiefsten Stimme und schlug ihm mit den zarten Händchen kräftig auf die Schultern. „Ihrer Frau hat es nicht einen Tag an Pflege gefehlt, diese wackere Frau — ihr Mann ist der Steinträger Volski — hat gleich einen tüchtigen Arzt gerufen und für alles gesorgt. Und dabei hat sie Zeit gehabt, auch für ihren Mann noch zu kochen, und hat nicht gerührt, bis sie gestern durch Düsselhof meine Wohnung erfahren hat, und da bin ich denn auch gekommen, und weil ich alt und ungeschickt bin, habe ich noch Fräulein von Habenow mitgebracht — drei Wordswreiber, sage ich Ihnen, zur Krankenpflege!“

Fräulein Betty lachte mit gedämpfter Stimme auf, und hinten kicherte Frau Volski vergnügt in ihre Kaffeetasse hinein; Vode nickte nur mit dem Kopfe, danken wollte er später.

„Wie hat sie den Tod des Kindes ertragen?“ fragte er.

„Sie ist erst gestern ordentlich zur Besinnung gekommen,“ erwiderte Fräulein Betty.

Plötzlich fuhr Vode auf.

„Ist ihr mein Aufenthalt nicht verraten worden?“

Frau Volski hatte keinem Menschen außer der Malerin erzählen dürfen, wie sie Frau Käthe nach dem Besuch des alten Herrn gefunden und daß dieser gewiß Vodes Geheimnis verraten habe; jetzt brannte es ihr auf der Zunge, dem armen Manne mitzuteilen, daß der im teuren Pelze, der wohl auch das Geld gebracht hatte, an dem Unglück schuldig war, aber Fräulein Betty winkte ihr und sagte begütigend:

„Keiner hat es ihr verraten! Sie hat mir Ihre letzten Briefe noch mit einem Jubel vorgelesen — ein Kind! Sie haben doch auch das Telegramm über Italien bekommen?“

„Ja!“ rief Vode. „Warum schickten Sie mir nicht sofort Nachricht ins Gefängnis?“

„Wir Frauenleute sind ja zu dumm; wir glaubten, daß keiner dort herausgelassen wird, auch wenn man ihn draußen noch so nötig braucht; so wollten wir Ihnen nicht zu viel Herzeleid zufügen. Nun hat gestern früh Frau Käthe, als sie noch im Fieber lag, vom Doktor verlangt, daß er Ihnen telegraphiere; Ihre italienische Adresse lag immer auf dem Schreibtisch; der Arzt war nicht im Geheimnis, da that er der Kranken ihren Willen, und wir erfuhrten es erst später. Na, nun ist es ja gut, da man Sie herausgelassen hat!“

Frau Volski war ernstlich böse, weil Fräulein Betty sie nicht zu Worte kommen ließ, und sie rächte sich, indem sie jetzt die Malerin unterbrach.

„Halten Sie doch den Mann nicht auf,“ sprach sie; „er ist akkurat noch zur Zeit gekommen, um das arme Wurm begraben zu helfen, er kann noch zurechte kommen, wenn er gleich geht; es wird keine halbe Stunde sein, daß sie das kleine Ding von einem Sarg hinausgetragen haben.“

Da schlug Vode die Hände vor das Gesicht und schluchzte laut auf; Fräulein Betty nahm die Hände von seinen Schultern und räusperte sich, Frau Volski aber kam mit ihrer Kaffeetasse an den Schreibtisch heran und sagte tröstlich:

„Es war ganz schön, will ich Ihnen nur sagen. Wat Ihre Freunde sind, die werden ja nicht gekommt haben, aber alle Leute vom Bau haben Schicht gemacht und sich aufgestellt hinter den beiden Damen und mir. Und einen richtigen Kinderleichenwagen haben wir bestellt, und waren auch Kränze drin, zwei große und een kleiner. Das gnädige Fräulein ist hinterher gegangen, die ist schön und gut und det Fräulein Malerin ist auch gut, wenn sie auch man alt ist. Und nun machen Sie, daß Sie noch zurechte kommen, es ist hundert Schritte von hier auf den Matthäikirchhof!“

Fräulein Betty hob den Hut auf, der ihm entfallen war; Vode setzte ihn wieder auf und ging gebeugt auf die Straße zurück; wieder traten die Steinträger höflich zur Seite, und er nickte ihnen traurig zu, dann ging er schwerfällig weiter; beim Eisenbahnübergang mußte er halten und einen Schnellzug vorüberlassen.

Was verschlug es auch? Der hatte es eifriger als er! Dann ging er an der kleinen Halle mit Totenkranzen und

an der Handlung mit Grabmälern vorüber und betrat den Kirchhof. Ohne zu fragen, ging er zwischen den großen und kleinen, reichen und armen Säufen die breite Allee hinauf.

Er dachte an gar nichts, als wie hart sein Leben war; und dann fiel ihm nur eins auf: in den Straßen der Stadt hatte es schon zu tauen angefangen, da war nichts als Schmutz auf der Straße; aber hier lag, wie draußen vor dem Gefängnis, die dünne, reinliche Schneedecke über den winterlich fahlen Gräbern.

Am Ende der Allee, neben dem großen Steinkreuz, begegneten ihm zwei Totengräber, die ihre Hände reibend und munter schwabend, von ihrem Geschäft zurückkehrten, sie wiesen auf seine Frage nach der Richtung und eilten weiter, um sich zu erwärmen. Vode suchte zwischen prunkenden Familiengrüften seinen Weg.

Plötzlich, als er um die Wand eines altärahilichen Grabdenkmals bog, sah er sich am Ziele.

Kaum zwanzig Schritte vor ihm lag, von der weißschimmernden Fläche durch die gelbliche Farbe des frisch geschaukelten Sandes unterschieden, ein ganz kleiner Grabhügel, zwei große Kränze von weißen Rosen und ein Armentranz von Ephenblättern und Papierblumen lehnte an dem einen schmalen Ende, und dicht vor den Kränzen stand aufrecht, den Kopf gesenkt, Johanna von Havenow.

Vode zögerte näher zu treten, so völlig schien das Mädchen in ihrem Schmerze versunken; in beiden Händen hielt sie eine weiße Rose, die sie dem Schmutz des kleinen Grabes entnommen haben mochte; sie rührte sich nicht, sie bewegte die Lippen nicht, ihr Gesicht zuckte nicht, aber unaufhaltsam strömten die Thränen aus den geöffneten Augen über die bleichen Wangen nieder.

So weint niemand um fremdes Leid, der nicht das Schwerste selbst erfahren und noch daran trägt.

(Fortsetzung folgt.)

Marie von Ebner-Eschenbach.

Geboren am 13. September 1830.

Sie sieht die Welt, wie sie ist; aber vom Standpunkt des vornehmen österrischen Salons aus. In diesem Satz könnte man kurz die Stärken und Schwächen Marie v. Ebner-Eschenbachs zusammenfassen, die am 13. September ihren siebzigsten Geburtstag feiert. Die Lebens- und Bildungsverhältnisse der Gesellschaftsklasse tauden als Hintergrund ihrer Erzählungskunst auf, die einst den Grafen Anton Auersperg zu dem vielgeehrten Dichter Anastasius Grün heranzuführen ließen. Er war der Freiheitsdichter, wie er entsteht, wenn nicht der Sohn des Volkes, sondern der zum Volke herabsteigende, von den all-gemeinen Ideen der Menschewürde und des Kulturfortschritts erfüllte Kavallerie zum Sänger wird. Marie von Ebner-Eschenbach ist die adelige Dame mit dem von unendlicher Güte für alles Menschliche erfüllten Herzen, die umfänglich die Schattenseiten der vornehmen Kreise wie das Leben der arbeitenden Bevölkerung schildert; aber jene nicht ohne den Anteil, den die Zugehörigkeit giebt, und dieses nicht ohne den Zug von Fremdheit, der erzeugt wird, wenn man mit dem Volke doch nur als die vornehme Schloßfrau zur Dienerschaft in Berührung gekommen ist. Wie innig und warm auch die Schilderung ist, mit der die Dichterin in ihrer Erzählung „Bozena“ (1876) ein Kind aus dem Volke mit seiner anspruchslosen Leiden und Freuden hinstellt; man hört nicht jemand sprechen, der mit gelitten und sich mit gekreuzt hat, sondern die gütige Dame mit der milden Lebensanschauung und Leutseligkeit. Man erkennt klar, worauf hier hingewiesen werden soll, wenn man unmittelbar nach Ebner-Eschenbachs „Dorf- und Stadtgeschichten“ (1886) eine Dorfgeschichte Peter Moseggers liest. Hier spricht der Mann, der als wandernder Schneidergeselle mit dem Volke zu Tisch gefessen hat; dort das Gutsfräulein, das nie viel weiter gekommen ist, als dem Volke die Hand zu reichen. Man mißverstehe dies nicht. Es ist kein Ton jener „herablassenden“ Art in den Erzählungen dieser Dichterin, die verlesen muß; aber sie kann nirgends das gräßliche Blut, das in ihren Adern fließt, nirgends die aristokratische Erziehung verleugnen, die sie genossen hat; nirgends auch die Empfindungen der Gesellschaftskreise, in denen sich ihr Leben bewegt hat.

Marie von Ebner-Eschenbach ist auf dem mährischen Schloße Jbidlavie aus einer altadeligen Familie als Gräfin Dubstki geboren. Sie war ein phantasievolles, auhergewöhnlich eindrucksvolles Mädchen. Frühzeitig trat bei ihr ein entschiedener Hang auf, ihre Welt- und Menschenkenntnis nach allen Seiten hin zu erweitern. Von ihrer Lebhaftigkeit und Unternehmungslust wissen diejenigen viel zu erzählen, die sie als Mädchen kannten. Die mährischen Adelskreise, aus denen sie herausgewachsen ist, zeichnen sich seit lange durch liberale, fortschrittsfreundliche Anschauungen aus. Sie unterscheiden sich dadurch vorteilhaft von dem reaktionären böhmischen Hochadel. Die Volksschichten, mit denen die junge Gräfin in Berührung kam,

haben in ihrer Lebensweise etwas außerordentliches Interessantes. Das Gut Jbidlavie liegt nicht weit von der ungarischen Grenze entfernt; man lernt, wenn man in einer solchen Gegend aufwächst, die mannigfaltigsten Sitten und Gewohnheiten kennen, die das Gemisch der verschiedensten Volksstämme darbietet. Durch ihre Heirat, im Jahre 1848, mit dem Baron von Ebner wurde die Gräfin Dubstki in die vornehme Wiener Gesellschaft verpflanzt. Aus den Ideen dieser Gesellschaft heraus ist sie nur ganz zu verstehen. Ein hervorstechender Charakterzug dieser Gesellschaft ist der Kultus des „guten Herzens“. Mit diesem guten Herzen glaubt man allein die großen weltbewegenden Fragen der Gegenwart meistern zu können. Es ist bezeichnend, daß ein österrischer Abgeordneter, der mit seinen Gedanken in dieser Gesellschaft wurzelt, vor nicht zu langer Zeit öffentlich gesagt hat: mit geistlichen Mitteln könne man nichts zur Ausgleichung der großen sozialen Gegensätze erreichen; das wirksamste Mittel zur Bekämpfung der Leiden des Proletariats könne nur die private Wohlthätigkeit, das Wohlwollen der besser Gestellten sein. Liebe und Wohlwollen sind denn auch die Leitmotive, die in fast allen Werken Ebner-Eschenbachs hervortreten. Derselbe Charakterzug hat eine andre niederösterreichische Aristokratin, Vertha von Suttner, zur Einleitung der bekannten Friedensbewegung geführt.

Eine andre Eigenschaft dieser österrischen, vornehmen Gesellschaft ist die Vorliebe für das Maßvolle, für eine gewisse Schönheit äußerer Formen. Dieser Vorliebe kam die Erzählungskunst der Dichterin in hohem Maße entgegen. Marie von Ebner-Eschenbachs Darstellung ist nicht ohne Leidenschaft; aber diese Leidenschaft hat etwas abgeklärtes; sie hält sich immerhalb gewisser Grenzen. Alles Stürmische, alles Radikale fehlt in der ruhig hinsitzenden Schilderung; den Begierden und Forderungen des Lebens gesellt sich immer die Mäßigung zur Entfaltung.

Das Ruhige, Ausgeglichene in ihrer Weltanschauung, durch das sie in den letzten zwei Jahrzehnten als Erzählerin immer mehr Anerkennung gefunden hat, machte es Marie von Ebner-Eschenbach unmöglich, auf dem Felde der dramatischen Dichtung, auf dem sie solche zuerst gesucht hat, als dramatische Bühnenleiter für ihre Leistungen interessierten, bleiben ihre dramatischen Schöpfungen doch ohne Wirkung. In Karlsruhe wurde 1860 ihr Trauerspiel „Marie Stuart in Schottland“, im Wiener Burgtheater 1871 ihr Einakter „Doktor Ritter“ aufgeführt. Beide machten ebensovienig einen bedeutenden Eindruck wie das 1873 im Wiener Stadttheater gespielte Drama „Das Waldfräulein“, von dem man hätte glauben sollen, daß es schon durch die Schilderung der modernen Wiener Gesellschaft fesseln müsse. Die dramatische Kraft dieser Künstlerin; die ruhige Schönheit ihrer Darstellung konnte sich nur in der Erzählung ausleben. Als sie sich, von der Mitte der siebziger Jahre an, fast ausschließlich diesem Gebiete zuwandte, wurde ihr eine volle Würdigung bald zu teil. Am reichhaltigsten trafen für sie die akademisch-litterarischen Kreise ein. Was die deutsche Schönheitswissenschaft als ideale Eigenschaften des Kunstwerks hingestellt hat: Ebenmaß und Harmonie, das findet man in den Novellen und Romanen Ebner-Eschenbachs in hohem Grade verwirklicht. Sie sind geradezu eine Illustration zu mancher Universitätsvorlesung über die Forderungen der Schönheit und der Kunst. Es ist charakteristisch, daß die Wiener Universität die Dichterin gelegentlich ihres siebzigsten Geburtstags soeben zum Ehrendoktor ernannt hat.

Eine feine Beobachterin spricht sich in den beiden Sammlungen von „Schloß- und Dorfgeschichten“ (1883 und 1886) und in dem zweibändigen Roman „Das Gemeindefind“ (1887) aus. Aber allen diesen Personen, die da geschildert werden, fehlt doch etwas, um uns immerhalb der Gesellschaftsschicht, der sie angehören, ganz verständlich zu sein. Dazu sind sie zu wenig aus ihrem ureigenen Empfinden und Vorstellen heraus dargestellt; sie bieten nur ihre Außenseite, nicht die intimen Züge ihres Gemüths dar. Wenn man aber von alle dem absieht, so muß man aber eine hinreichende Wirkung verspüren von der tiefen, innigen Art, mit der sich die Erzählerin in fremdes Seelenleben zu versetzen sucht. Vermag sie doch sogar mit Wärme das Seelenleben der Tiere zu schildern, wie in der Erzählung „Krambambuli“, die in der Sammlung „Neue Schloß- und Dorfgeschichten“ sich findet.

Die sozialen Uebel und Vorurteile versteht die Dichterin in sympathischer Art künstlerisch darzustellen. Die Milde und Güte ihrer Bemüung verleiht ihren Schilderungen, wenn sie auf solche Gebiete kommt, eine eindringliche, ergreifende Sprache. Ihr Höchstes nach dieser Richtung hin hat Marie von Ebner-Eschenbach in „Gemeindefind“ erreicht. Wie ein gesellschaftlich entvurzelter Mensch seiner Umgebung zur Last fällt, wie ein fast Verlorener wieder auf den rechten Weg gebracht wird; dies wird hier mit immerer Wahrheit und zugleich mit der Herzlichkeit geschildert, die für jede menschliche Verirrung Mitleid und Verständnis hat. Die Liebe zu einer breiten Erzählungskunst zeigt sich besonders in diesem Buche. Die Dichterin verweist gern an Stellen, wo es möglich ist, die Gemüther der Menschen nach allen Seiten hin auszuschnöpfen, wo man in den Gemüth der dargestellten Personen und Schicksale sich recht vertiefen kann. Weniger gelangt es ihr, eine Handlung zu schürzen und zu Ende zu führen, die einen raschen Gang und starke Gegensätze verlangt. Das zeigt sich in der Erzählung „Unfähig“ (1890), wo die Verirrung der Leidenschaft bei einer Frau, die einen Schritt in

der Ehe begehrt, völlig unbegründet erscheint. Die Handlung fordert hier rasche Entwicklungen; und Ebner-Eschenbach ist nur den ruhigen, gemessenen Schritten des Schicksals und des Menichshergens gewachsen. Vielleicht am tiefsten aus der eignen Seele der Dichterin gesprochen sind die Erzählungen, die vor drei Jahren unter dem Titel „Alte Säule“ erschienen sind. Hier hat sie Stoffe gewählt, die es notwendig machten, jeden starken Ton zu vermeiden. Eine stille, beschauliche Weisheit waltet da, wie sie die Künstlerin immer geliebt hat, eine andächtige Ruhe, welche den Härten des Lebens zwar nicht aus dem Wege geht, aber sie in eine milde Beleuchtung rücken möchte. Weil dieser Zug in ihr ist, stellt sie in der einen dieser Erzählungen den zur inneren Harmonie und zum stillen Glück gereiften Mann und den Jüngling einander gegenüber, der von dem Sturm seiner Leidenschaften gepeitscht wird; und in der andern tritt uns der Gegenjaß des entlagenden, in sich zufriedenen Geistes mit dem in Ehrgeiz sich abhaltenden, von seinen Begierden geplagten Menschen vor Augen.

Als gründliche Kennerin schildert die Erzählerin das Treiben und die Schicksale der aristokratischen Schichten. Hier ist sie ganz in ihrem Element. Da weiß sie die Seelen ohne Rest zu ergänzen. Wie die Angehörigen dieser Gesellschaftsklasse an der Hohlheit ihrer Vorurteile leiden, wie sie sich heraushehnen aus diesen Vorurteilen und doch mit den stärksten Banden in ihnen gefesselt sind: das steht in voller Lebenswahrheit vor uns, wenn wir Erzählungen wie „Die Freiherrn von Gempferlein“ oder „Muschi“ lesen. Man darf sagen, daß sich die Dichterin für solche Stoffe einen im höchsten Sinne charakteristischen Stil geschaffen hat. Nirgends bei ihr fließt uns dieses östreichische Adelsdeutsch, in dem sie schreibt, in so natürlicher Weise aus dem Stoffe, als da, wo sie Menschen darstellt, die fast ihr ganzes Leben hindurch einen Teil ihrer Umgebung ausgemacht haben. Da kann sie auch scharfe Kritik und Satire üben. Da hat sie es auch mit Menschen und Lebensverhältnissen zu thun, die in der Wirklichkeit nichts von den Härten und Unebenheiten zeigen, die sie in ihrer Kunst so wenig liebt. Wenn sie die „vornehmen“ Kreise schildert, da scheint sie auch ihr Glaubensbekenntnis am besten befähigt zu finden, das wohl darin besteht, daß in der Welt trotz aller Leiden und Entbehrungen eine ausgleichende Gerechtigkeit waltet, eine wohlthätige Weltordnung, die zu preisen ist.

Dieses Glaubensbekenntnis tritt auch an zahlreichen Stellen ihrer „Aphorismen“ hervor, von denen 1880 eine Sammlung erschienen ist, deren abgeklärte Weisheit solchen Beifall gefunden hat, daß sie mehrere Auflagen erlebt hat. Diese Kernsprüche sind ebenso geschmackvoll in der Form, wie sinnig dem Inhalte nach. Ein Streben nach Klarheit in den großen und kleinen Fragen des Daseins kommt hier zum Ausdruck. Eine Frau spricht zu uns, die scharf und treu beobachtet, die namentlich Einkehr in sich selbst zu halten versteht, und die ans dieser Selbtschau den schönsten Schatz von Lebensweisheit und Lebensmoral zu ziehen gewohnt hat. Und wohlthunend wirkt in dieser Spruchweisheit besonders die anspruchlose, bescheidene Form, in der oft große Wahrheiten vorgetragen werden.

Rudolf Steiner.

Kleines Heuilleton.

— Die meist citirten Schriftsteller. Der „Vossischen Zeitung“ wird geschrieben: „Ueber den Einfluß, welchen die einzelnen Dichter auf das Volk gewonnen haben, wird wahrscheinlich eine große Meinungsverschiedenheit herrschen, und man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß, wenn darüber gesprochen wird, jeder einzelne seinen Lieblingsdichter, oder auch Schriftsteller im allgemeinen, als denjenigen bezeichnen wird, der am tiefsten in die Volksseele eingedrungen ist. Es scheint nun allerdings schwer, hierfür einen zuverlässigen Maßstab zu finden, wir glauben aber, daß man, ohne sehr fehl zu gehen, annehmen kann, daß derjenige Schriftsteller am meisten verstanden habe, dem Volke vertraut zu werden, aus dessen Schriften am meisten Stellen zitiert werden. Um dies zu ermitteln, bieten uns sowohl „Vidmanns gesammelte Worte“ als auch das „Lexikon deutscher Citate“ von Friedr. Gelegentlich, und wir haben versucht, auf Grund des letztgenannten Buchs zu ermitteln, wie viel Stellen aus den Werken der bekannten Schriftsteller in Deutschland so allgemein als Citate gebraucht werden, daß sie Friedr. in seine Sammlung, die insgesamt 2368 Citate enthält, aufgenommen hat. Da finden wir nun, daß weitaus an erster Stelle Friedrich Schiller steht, dessen Werke so sehr in den allgemeinen Besitz des Volks übergegangen sind, daß 784 Stellen, also genau ein Drittel sämtlicher Citate, in der Sammlung angeführt sind. Nach ihm kommt an zweiter Stelle Goethe mit 500 Citaten, so daß allein aus den Werken dieser beiden Schriftsteller mehr als die Hälfte aller gebräuchlichen Citate stammt. Nach diesen beiden folgt erst in weiter Entfernung — der Zahl nach — derjenige Schriftsteller, dessen Citate in dritter Stelle kommen; es ist dies kein Deutscher, sondern ein Ausländer, nämlich William Shakespears, von dem 146 Stellen in der Citatenschatz des deutschen Volks übergegangen sind. Auch an vierter Stelle haben wir keinen deutschen Schriftsteller anzuführen, sondern ein Sammelwerk, das allerdings wohl bei uns in Deutschland fast in jedem Hause zu finden ist, nämlich die Bibel, aus welcher 130 Sprüche zum Citatenschatz des deutschen Volks gehören. Damit ist die Zahl derer, die uns mehr als hundert Citate geliefert haben, er-

schöpft; an nächster Stelle steht Heinrich Heine mit 63 Citaten und nach ihm kommt Lessing mit 42. An siebenter Stelle steht Vodenstedt (Mirza Schaffy) mit 21 Citaten, dann folgt als achter Körner mit 20 Sprüchen, an den sich als neunter Rückert mit 16 Citatstellen anschließt. Von Bürger und Geibel sind je 13 Stellen in der Sammlung angeführt, an die sich H. v. H. mit 12 Citaten anschließt. Darauf folgt Chamisso mit 11 und Seume mit der gleichen Zahl. Die Zahl derer, deren Citate eine zweiziffrige Zahl erreichen, schließt Platen mit 10 angeführten Stellen. An ihn schließen sich Herder und Grillparzer mit je 9 Citaten. Es folgen Gutzlow mit 7 Citaten, Claudius („Wandsbeker Vot“) und Tiedge mit je 6 Citaten. Wir glauben, daß diese Reihenfolge im allgemeinen der Würdigung entsprechen wird, welche die angeführten Schriftsteller in den weiten Kreisen unseres Volkes gefunden haben. Erläutern wird es aber wahrscheinlich erregen, daß es von dem so viel citirten Freiligrath nur vier Stellen sind, welche immer wieder und wieder citirt werden, während Hoffmann von Fallersleben, Lenau, Arndt, Herwegh und Friß Reuter, denen sich Lichtweh, Paul Lindau und F. Weber (Demokritos) anschließen, sogar nur drei Citate geliefert haben. Von Klopstock, dem viel Gelobten und wenig Gelesenen, finden sich nur zwei Citate, ebenso von Schöffel, während sich von Spielhagen und dem einst vergötterten Jean Paul nur ein Citat in der Sammlung findet. —

Theater.

Deutsches Theater: Wassermann als Drendel. — Wassermann hat nun das Berliner Theater verlassen und ist in den Verband des Deutschen Theaters eingetreten. Das ist im Interesse seiner Entwicklung nur mit Freuden zu begrüßen, wenn man auch bedauern kann, daß dem neu aufblühenden Berliner Theater gerade jetzt sein bester Schauspieler entzogen wird. Wassermann braucht in dessen die Bühne in der Schumannstraße und die Bühne braucht auch ihn.

Durch das ganze Schaffen Wassermanns geht ein bestimmter, leicht erkennbarer Zug. Er gehört zu den Künstlern, die einen Willen haben, die nicht wie bequeme Opportunisten heute so spielen, um morgen wieder zu andern Mitteln zu greifen, wenn es ihnen von der Rolle nahe gelegt wird. Er hat den Willen zur Einheitlichkeit. Wie verschieden auch seine Gestalten sind — und gerade er hält die verschiedenen Gestalten scharf auseinander —, in allen regt sich dieselbe Kunst und derselbe Willen. Er nimmt nicht, was er eben findet, so verlockend es im Augenblick auch scheinen mag. Er sucht sich selbst in jeder neuen Aufgabe. Er sucht einen bestimmten Stil, dem sich alles bedingungslos unterwerfen muß. Er sucht seinen Stil, der neu sein wird, wie über den Stil jedes Künstlers der Reiz einer Persönlichkeit steigt, die wir noch nicht kannten. Jede Seele hat ihre eigne Heimat und ihre eigne Sprache. In jedem neuen Kunstwerk sehen wir jungfräuliches Land, das frisch ist wie die Welt am ersten Tag.

Wassermann hat seinen Stil noch nicht gefunden oder wenigstens nicht die Sicherheit seines Stils. Zwar erkennt man ihn schon, aber er zeigt sich nicht immer rein und klar. allerlei Nebendinge drängen sich hervor und verwirren das Bild. Wie im Nototo alle feinen Formen und Linien in üppiges Weißer aufgelöst waren, so überwiegt auch in Wassermanns Stil mitunter das Weißer und verschlingt die großen, reinen, beruhigenden Linien. Es ist, als wenn ein Dichter eine groß und einheitlich gedachte Schilderung plötzlich mit geistreichem Raisonnement unterbricht, um dann wieder in der Schilderung fortzufahren. Er vermag uns wieder zu fesseln und sogar zu zwingen, aber im Bild, das vor unsrem geistigen Auge schwebt, bleibt ein toter Fleck, den wir nie ganz vergessen können. Stil haben, das heißt, Nebendinge opfern können, um des reinen Eindrucks willen. In Wassermanns Stil fehlt vorläufig noch der beherrschende Zug, der souveräne Wille, der den Einzelheiten verbietet, auf eigene Faust Allotria zu treiben, der ästhetische Herrscherstolz, der allein da sein will und sich unerschrocken auf seine Unwesenheit und sein bannendes Auge verläßt. Wassermann steht vorläufig noch in Dienste seines Stils. Er dient seinem Stil, wie man sich einer Erkenntnis unterwirft und doch muß es seine Aufgabe sein, die Erkenntnis sich zu unterwerfen. Er muß Herr und Meister werden wollen.

Was Wassermann will, ist so leicht zu sagen, wie es schwer zu erreichen ist — er sucht immer den denkbar einfachsten Ausdruck des Affekts. Er haßt die Phrase und alles schauspielerhafte Wesen mit der ganzen Entschlossenheit eines Menschen, der von einer bestimmten künstlerischen Ueberzeugung durchdrungen ist. Hier wird er nie Konzessionen machen. Er hat Grundsätze, Willen und Mut, was in dieser Zeit des Schachsers schon an sich erfreulich ist. Nun giebt es zwar viel Einfachheit in Berlin, aber es ist meistens die Einfachheit der kleinen Leute. Jeder Schneider weiß, daß es eine Einfachheit des Reichthums giebt, und eine andre, die aus der Dürftigkeit stammt. In Berlin sind noch lange nicht alle Künstler bis zu dieser Schneiderkenntnis vorgedrungen. Wassermanns Einfachheit ist die gewollte Einfachheit des Grandseigneurs. Er muß nur sich hüten, seine Einfachheit zum Programm werden zu lassen. Programm ist ein kaltes und auch ein papierenes Wort. Bedeutende Künstler haben nie ein Programm. Das Schreiben nachher die kleinen aus ihren Werken a.

Es ist schwer zu sagen, ob aus Wassermann ein bedeutender Schauspieler werden kann — ich persönlich glaube und hoffe es. Wenn seine allzu verstandesscharfe Arbeit hier und da erkaltet, so reißt doch auch hier und da ein Zug von Größe den Weichauer widerstandslos fort. Seine Persönlichkeit hat ohne Zweifel Wucht. Hoffentlich fallen ihm große Aufgaben zu — damit wäre ihm und uns am besten gedient.

Der Brendel, den er in „Rosmersholm“ spielte, liegt an den äußersten Grenzen seines Talents — vielleicht darüber hinaus. Das Groteske und Phantastische der Gestalt blieb er uns schuldig. Er schien im ganzen etwas deprimiert und resigniert zu sein, vielleicht weil er unter einer arzen Organversimmung zu leiden hatte. Oder empfand er den Ulrich Brendel etwa nicht? Das wäre auch möglich.

Im einzelnen kann ich über die Rolle nichts sagen. Ich brauche es aber auch nicht, da sie all die Merkmale der Wassermannschen Kunst zeigte, die ich bereits im allgemeinen geschildert habe. Sie zeigte freilich mehr die Gefahren als die Garantien seines Talents. — E. S.

Astronomisches.

on. Der Gegenchein am herbstlichen Himmel. Eine merkwürdige und noch längst nicht genügend beachtete Himmelserscheinung, die um das Ende des Sommers und die ersten Wochen des Herbstes sichtbar zu werden pflegt, ist der „Gegenchein“. Er besteht in einem eigentümlichen weißlichen Schein, der nach Sonnenuntergang durch einen schwachen Glanz erkennbar wird gerade gegenüber der Gegend, in der das Tagesgestirn unter den Horizont hinabgesunken ist, daher hat er den Namen „Gegenchein“ mit Bezug auf seine Stellung zur Sonne erhalten. Er wurde vor etwa 50 Jahren durch Prof. von Arndt entdeckt und beschrieben, ist aber seitdem plannmäßiger Beobachtung nur von wenigen Astronomen unterzogen worden. Daraus ist es zu erklären, daß die rätselhafte Erscheinung, die übrigens mit dem bekannten Zodiakallicht in einen wesentlichen Zusammenhang gebracht wird, noch heutigen Tages unverstanden ist. In den letzten Jahren hat sich nun der Astronom Barnard regelmäßigen Beobachtungen des „Gegencheins“ gewidmet, und aus den Ergebnissen seiner Untersuchungen werden wahrscheinlich neue wichtige Anschauungen hervorgehen. Es handelt sich dabei durchaus nicht um Kleinigkeiten, sondern u. a. zunächst um die Annahme, daß der Weltraum zwischen den Planeten dicht von Meteoriten durchschwärmt wird, die sich mit sehr wechselnden Geschwindigkeiten nach allen Richtungen bewegen. Diese Meinung wird von Barnard geteilt und durch die weitere Vermutung ergänzt, daß sich gelegentlich größere Mengen von Meteoriten an dem Punkte, der von der Erde aus gesehen der Sonnenstellung am Himmelsgewölbe gerade gegenüber liegt, aufhäufen und dort auch zu beträchtlichen Teilen einige Zeit verweilen können. Dann würde der Gegenchein nichts anderes sein, als das von Millionen von Meteoriten zurückgestrahlte Sonnenlicht, das sich selbstverständlich nur am klaren Himmel in der Dämmerung zeigen kann, da sich bei Tage der der Sonne gegenüber liegende Punkt unter dem Gesichtskreise befindet. Da die Meteore keine Störung in der gegenseitigen Anziehung im Planetensystem hervorbringen, so müssen sie im Vergleich z. B. zur Erde sehr klein sein. Daß sich solche kleine Meteore unter gewissen Bedingungen an bestimmten Stellen des Raumes zwischen den Planeten zu größeren Massen verdichten können, hat Barnard auf Grund scharfsinniger Beobachtungen und Rechnungen wahrscheinlich gemacht. Wenn sie nur in einer solchen Zusammenhäufung von der Dichte einer Wolke gedacht werden, so ist es ganz natürlich, daß sie das Sonnenlicht wieder spiegeln müssen und daher an der der Sonne gegenüberliegenden Himmelsgegend dem Auge sichtbar werden. Gewisse Schwankungen in der Lage des Gegencheins können auch erklärt werden, wobei Barnard die Entfernung jener Meteore von der Sonne auf etwa 1 1/2 Millionen Kilometer schätzt. Die Schwankungen des Gegencheins am Himmelshorizont vollziehen sich, wie dank der fortgeschrittenen Forschungen Barnards ermittelt ist, allmählich sowohl nach der Länge als nach der Breite. Ganz neu ist ferner die Beobachtung von Barnard, daß der Gegenchein innerhalb kurzer Zeitperioden einer Reihe auffallender Veränderungen unterworfen ist. Im September erscheint er groß und rund, zieht sich vom 4. oder 5. Oktober ab in die Länge, so daß er am 10. und 11. eine sehr längliche Gestalt anweist, und zeigt sich am 18. nur als eine schwache Anschwellung des Zodiakallichts. Diese Änderungen hält Barnard für abhängig von der Dichte des Ringes von Meteoriten, der nach der bekannten heutigen Auffassung der Wissenschaft auch zur Erklärung des Zodiakallichts dient. Wenn der der Sonne gegenüberliegende Punkt des Himmels zur Dämmerungszeit durch einen besonders dichten Teil des Meteoritenschwarms hindurchgeht, wird der Gegenchein heller und größer ausfallen. —

Technisches.

— Herstellung der Gasglühkörper. Im Anschluß an einen Vortrag Liebenkals über die zeitliche Veränderung der Leuchtstärke von Gasglühkörpern äußerte sich nach der „Technischen Rundschau“ Professor Wunke über die Bedingungen des Gebrauchs und der Fabrication der Glühkörper. Die Beschaffenheit des Leuchtstoffes fällt wenig ins Gewicht, viel mehr die der Brenner, die zugeführte Luftmenge und der Druck, welcher gewöhnlich 30 bis 35 Millimeter beträgt und die Lichtstärke bei seinem Steigen be-

trächtlich erhöht. Für die Fabrication bemerkt Wunke, daß nach den in seinem Institut ausgeführten Analysen sämmtliche untersuchten Glühkörperarten zum Typus der Auer-Mischung gehören, das heißt sie bestehen im wesentlichen aus Thoroxyd mit etwa 1 Proz. Ceroxyd. Die Reinheit der Materialien spielt hierbei eine außerordentlich wichtige Rolle, da jede analitisch kaum nachzuweisende Menge fremder Beimengungen die Leuchtstärke des Auerleuchtstoffes wesentlich zu beeinträchtigen scheint. Man hat in dieser Richtung erhebliche Fortschritte gemacht, und wir verdanken den rein wissenschaftlichen Studien über die Edelerden, welche durch das Auerlicht und die Verarbeitung großer Mengen von Monazitjand eine lebhaftere Anregung erhalten haben, manche wertvolle Erweiterungen unserer Kenntnisse auf diesem Gebiete. Auch die Beschaffenheit des zu den Glühkörpern verwendeten Züllgewebes, das mit den Salzen der Edelerden getränkt wird, spielt eine große Rolle bei der Herstellung guter Mäntel; man wendet deshalb diesem Umstand seitens der Fabrikanten eine größere Sorgfalt als früher zu. Die Art des Abbremsens der Stromstärke und die Herstellung eines gutgeformten und selbst bei längerem Brennen formbeständigen Glühlichts ist von allergrößter Wichtigkeit; gerade in dieser Beziehung wird bei der Behandlung der Glühkörperstrümpfe nicht immer mit der durchaus erforderlichen Sorgfalt und Sachkenntnis verfahren, und es darf wohl darauf hingewiesen werden, daß nur ein gut abgebrannter und mit Preßgas gehärteter Strümpf eine gute und gleichbleibende Leuchtstärke entwickeln kann. Die Leuchtstärke des Glühlichts kommt ja bekanntlich in der Weise zu stande, daß das im Innern der Bunsen-Flamme aufsteigende, nur teilweise verbrannte Gasgemisch in der äußeren Mantelfläche der Flamme durch von außen zutretende Luft vollkommen verbrennt; an dieser Mantelfläche, der neutralen Zone, wo gerade die zur vollkommenen Verbrennung erforderliche Luftmenge vorhanden ist, wird die höchste Temperatur entwickelt, und die Glühkörpermasse giebt das hellste Licht. Sobald der Mantel sich verzieht, so gelangen einzelne Teile desselben außerhalb dieser Zone der neutralen Verbrennung und werden dadurch nicht mehr auf die genügende Temperatur erhitzt; die Folge davon ist ein starker Rückgang der Leuchtstärke. Die Formbeständigkeit hängt also mit der Leuchtstärke und Lichtbeständigkeit aufs innigste zusammen. Selbstverständlich wirken auch andre Ursachen mit, um einen Rückgang der Leuchtstärke zu veranlassen, die wir aber zum Teil noch nicht kennen. Der Staub der Luft bewirkt z. B. eine Verunreinigung und Sinterung der Glühmasse und trägt jedenfalls zur Verminderung der Leuchtstärke bei. —

Humoristisches.

— Modern. Gast (dem in einem Bauern-Gasthaus eine riesige Rechnung präsentiert wird): „Was, soviel? In einem Hotel in Berlin habe ich ja nicht mehr bezahlt, und hier in diesem Loch solche Preise!“

Wirt: „Ja, aber dieses ist auch das erste Hotel am Plage.“

— Ein Kreuzguter Kerl. Mutter: „Was machst Du denn da, Pappel?“

Peperl (der am Brunnen steht und eine Rute wäscht): „Die Rute waschen, daß die neue Hose nicht schmutzig wird.“

— Vaterstolz. „Ihre ganze Familie huldigt wohl aufs eifrigste dem Sport?“

„Auch ob! Von uns liegen immer ein paar im Lazarett.“ — („Meggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Die Aufführung von Tolstoj's „Macht der Finsternis“ ist auch in Kiel vom Polizeipräsidenten verboten worden. —

— Erich Schlaikjer's „Dirich Lorenzen“ ist vom Schauspielhaus in München für diese Saison angenommen worden. —

— „W. M.“, ein dreialtiger Schwanz von Bruno Köhler, ist vom Berliner Theater zur Aufführung angenommen worden. —

c. Die Balzac-Statue, zu der Falguière nur ein Modell hinterlassen hatte, ist von seinen Gehilfen jetzt vollendet worden. Sie ist aus einem einzigen Marmorblock von 15 000 Kilogramm Gewicht ausgehauen worden; ihre imposanten Dimensionen werden zu dem Platz, auf den sie zu stehen kommen soll, zwischen dem Louvre und dem Palais-Royal, sehr gut passen. Man beginnt jetzt mit der Legung der Fundamente, die diese schwere Marmormasse tragen sollen. —

— Anlässlich des dreihundertjährigen Todestags Tycho de Brahes soll dem berühmten Astronomen in seiner Geburtsstadt Lund ein Denkmal gesetzt werden. —

t. Ein neuer zoologischer Garten soll in Brüssel geschaffen werden; er soll zugleich als Vergnügungsgarten in großem Stil ausgestattet werden. —

— Ein Rebstock in einer Länge von 35 Metern, der mit über 3000 großen reifen Trauben behangen ist, befindet sich in Fortschweier im Elsaß. —